

KRITIK IN KÜRZE

Nico Semsrott im
Freiburger Paulussaal

Faul, immerzu müde, dazu drogenaffin und schlecht im Bett – mit seiner Kunstfigur des dünnhäutigen Verweigerers und Zweiflers hat der 1986 in Hamburg geborene Kabarettist Nico Semsrott Kultstatus erreicht. Voll war dann auch der vom Freiburger Vorderhaus angemietete Paulussaal, auffällig viele junge Leute kamen zu Semsrotts Programm „Freude ist nur ein Mangel an Information 3.0“. Ist es schon ein politisches Statement, in Zeiten von Leistungsdruck und Selbstoptimierung mit tief ins blasse, bebrillte Gesicht gezogener Kapuze über eine Bühne zu schlurfen und den linkischen Loser zu geben? Ein in seiner Radikalität spannendes Konzept ist es auf jeden Fall: Scheinbar völlig spaßfrei und aktionsarm, mit leiernder Stimme und sonnambuler Mimik bricht Semsrott auch an diesem Abend sämtliche Tabus und Erwartungshaltungen bezüglich guten Entertainments. Geradezu befreiend lustig wirkt so viel öffentlich zelebriertes Scheitern angesichts einer Welt voller Größenwahn, Gewalt und Gier. Dabei ist Semsrott alles andere als demotivierend – im Gegenteil: Auch dieses Mal verblüffen seine Powerpoint-Präsentationen mit pointierten Piktogrammen, die bestechend schlicht die Strategien von Rassismus und Kapitalismus entlarven. Eine so brillante politische Aufklärung wünschte man schon jedem Grundschüler. Unterfüttert von Selbstironie, geschliffenen Slam-Poetrytexten und Live-Style-Schmäh wird beste Satire draus, die hoffentlich noch lange funktioniert. **Marion Klötzer**

Gründer von „El Sistema“
José Antonio Abreu tot

Der Gründer des Kinder- und Jugendorchestersprojekts „El Sistema“ ist tot. Der venezolanische Musiker und Komponist José Antonio Abreu starb nach langer Krankheit im Alter von 79 Jahren. Weltbekannt wurde Abreu ab den 1970er Jahren mit der Gründung des Musikbildungsprogramms „El Sistema“. Der berühmteste Spross des Programms, Stardirigent Gustavo Dudamel, verabschiedete sich mit rührenden Worten. Abreu war von Beruf Ökonom. Zum Erfolg kam er als Komponist, Pianist und Orgelinterpret. Mit dem Projekt zur Schaffung eines Netzwerks von Kinder- und Jugendorchestern schuf er für viele einen Ausweg aus Armut und Perspektivlosigkeit. 2008 wurde die Orchesterschule mit dem Prinz-von-Asturien-Preis ausgezeichnet. **dpa**



Professor Bernhardt und sein Widersacher: Florian Wetter (rechts) und Daniel Leers

FOTO: KREITMEIER

Ach ja, Menschen retten

Manuel Kreitmeier inszeniert Schnitzlers „Professor Bernhardt“ auf der Bühne der Immoralisten

Das Drama entfaltet sich vor fünf mobilen weißen Wandstücken. Weiß tragen auch viele Protagonisten; weiße Arztkittel, denn die Immoralisten haben ihr Freiburger Theater in eine Privatklinik verwandelt. In Professor Bernhards Wiener Klinik liegt eine junge Frau im Sterben; eine verpfuschte Abtreibung wird sie das Leben kosten. An der Tür steht zwar ihr Name, aber wenn Ärzte und Schwestern sich über sie unterhalten, dann reduzieren sie Philomena Bejer auf das medizinische Problem: „die Sepsis“. Ärzte sind so.

Arthur Schnitzler hat das gewusst, denn der österreichische Dramatiker (1862-1931) war selber Arzt. In seinem 1912 verfassten Stück, einer Komödie in fünf Akten, verhandelt er das Arztsein: Wie wichtig es in diesem Beruf ist, eine Autorität zu sein oder danach zu streben, zu veröffentlichen, von den richtigen Leuten protegiert zu werden, die richtigen Leute zu fördern. Ach ja, und Menschen zu retten. Und wenn das nicht gelingt, dann muss es doch wenigstens darum gehen, „seinem Patienten ein glückliches Sterben“ zu ermöglichen.

Bernhardt jedenfalls sieht das so – und deswegen verwehrt er dem katholischen Pfarrer Reder Einlass, als dieser Philomena Bejer die Sterbesakramente spenden will. Die junge Frau weiß nicht, dass sie sterben wird, und ist ganz euphorisch.

Seine Entscheidung allerdings bringt Bernhardt gewaltigen Ärger ein – und zwar, das ist das Perfide, eben nicht, weil ein Teil seiner Kollegen diese Entscheidung für falsch hält. Sondern weil Bernhardt, der jüdische Arzt, sich aus Sicht der christlichen und deutschnationalen Kollegen der „Religionsstörung“ schuldig gemacht hat. Hellsichtig und präzise hat Schnitzler hier die Mechanismen offengelegt, mit denen Juden systematisch von ihren Arbeitsplätzen verdrängt wurden. Konsequenz hat Regisseur Manuel Kreitmeier zwei der Rollen mit Nicht-Muttersprachlern besetzt: Denn seine Inszenierung zeigt, wie ähnlich die Mechanismen sind, mit denen bis heute Minderheiten vorgeführt und ausgegrenzt werden.

Kreitmeier hat das Premierenpublikum darauf hingewiesen: „Professor Bernhardt“ ist für das freie Ensemble ein Riesenspektakel. Zwölf Schauspielerinnen und Schauspieler sind auf der Bühne, viele in Doppelrollen, Jochen Krusz spielt gar drei Figuren. Das Stück dauert rund 140 Minuten, es ist handlungsarm und dialogstark. Dieses Dialogische, Epische kann tödlich sein für eine Bühne. Hängt der Spannungsbogen durch, kann der Zuschauer dem Stück verloren gehen. Hektischer Aktionismus aber wäre kein probates Regiemittel – denn der Diskurs auf der Bühne ist zwingend. Also tut Kreitmeier

das einzig Richtige: Er stärkt seine Darsteller. Und so laufen alle zu Höchstleistungen auf – jeder für sich und gemeinsam im Ensemble. Deswegen muss man sie alle nennen, alle loben: allen voran Florian Wetter in der Titelrolle, aber auch Daniel Leers, Antonio Denscheilmann, Uli Winterhager, James Foggin, Jochen Krusz, Sebastian Ridder, Markus Schlüter, Yazmurad Hajiyev, Verena Huber, Michaela Schüürmann und Christina Beer.

Klare Regiedetails und feiner Humor sorgen zudem dafür, dass der Zuschauer weiß, er ist bei den Immoralisten: die drangvolle Enge im Fahrstuhl als Symbol dafür, wie hart umkämpft die Plätze in der Hierarchie sind; die Szene auf dem Herrenklo, in der Bernhardt und sein Widersacher Ebenwald spannungsgeladen aneinander geraten; der berührende Handschlag zwischen Bernhardt und dem Priester „über dem Abgrund“, der nicht bei dem Mediziner zu Hause spielt, sondern im Gefängnis. Die mobile Bühne, die Markus Wassmer gebaut hat, bietet die Möglichkeit, durch die Schaffung neuer Räume auch kammerspielartig zu agieren. Rundum gelungen – das fand auch das Premierenpublikum und applaudierte ausgiebig. **Heidi Ossenberg**

Weitere Termine bis 19. Mai unter: www.immoralisten.de

Mit
schmerzlicher
IntensitätEvgeny Kissin mit Beethovens
op. 106 beim Gilels-Festival

Als ein musikalisches Ungetüm, eine Zumutung für Intellekt und Seele gilt die Sonate in B-Dur op.106 von Ludwig van Beethoven. „Da haben sie eine Sonate, die den Pianisten zu schaffen machen wird“, schrieb der Komponist nach der Niederschrift der „Hammerklaviersonate“ 1818 an seinen Verleger. Nahezu zwanzig Jahre vergingen, bis Franz Liszt sie 1835 zum ersten Mal öffentlich auführte. Der russische Weltklassepianist Evgeny Kissin interpretierte sie mit überragender Souveränität am Samstagabend zum Abschluss des Emil Gilels-Festivals in der Freiburger Musikhochschule.

Kraftvoll meißelte er die herrischen Anfangsakkorde heraus. Hastig, aber monochrom im Ausdruck erklang der erste Satz, das lyrische Seitenthema hatte kaum Möglichkeit, sich zu entfalten. Klagend ließen bereits die ersten Töne den tiefen, dunklen Raum des Adagios entstehen. Mit schmerzlicher Intensität gestaltete Kissin diesen endlos scheinenden Leidensweg. Verzweifelte Figuren schrien, flehten, suchten in beklemmender Enge nach Licht.

Faszinierend klar
und transparent

Nur wenige Momente des Aufatmens, der tröstenden Hoffnung gestattete ihnen die helle Stimme des Diskants. Nach einem fein gezeichneten Übergang warf sich der Pianist mit rasendem Tempo in das Höllenfeuer der Fuge. Faszinierend klar und transparent zeichnete er die einzelnen Stimmen nach, verlor sich nie im undurchdringlich scheinenden, wuchernden Gewirr des gewaltigen kontrapunktischen Geflechtes.

Nach dieser stupenden Interpretation des wohl sperrigsten und schwierigsten Werkes der Klavierliteratur wirkte die spätromantische, opulente Klangfülle der Auswahl aus den Préludes op. 23 und op. 32 von Rachmaninoff für die Zuhörer wie Balsam. Lustvoll und detailreich charakterisierte der russische Pianist diese Werke, sang, sprach mal zornig, mal verträumt, mal plaudernd, mal bestimmend, durchglühte sie mit allen Fasern seiner musikalischen Existenz. Kissins Virtuosität wirkt berauschend, seine Klavierklangwelt ist von überbordender Schönheit. Standing ovations. Zugaben von Skrjabin, Rachmaninoff, Tschairowsky und Kissin selbst! **Elke Seifert**

Diese ganz normale Indie-Band

Kraftklub aus Chemnitz spielten vor 5000 Fans in der Freiburger Sick-Arena

„Einer von uns hat gesagt: Wenn ich an meinem Geburtstag schon arbeiten muss, dann will ich das im Breisgau tun.“ So kündigt Sänger Felix Kummer den Mann des Tages an. Drummer Max Marschk wird heute 30 Jahre alt, zündet sich genüsslich eine Zigarette an und lässt sich vom Publikum ein inbrünstiges Ständchen singen. Bühnenhelfer bringen ein Glücksrad herbei, auf dem ein paar Wunschtitel des Schlagzeugers stehen. Kummer bittet einen Fan namens Hannah nach oben, denn sie hat sich die Mühe gemacht, ein Schild mit der Aufschrift „Darf ich das Rad drehen?“ zu basteln. Die Wahl fällt auf den Titel „Scheissindiedisko“ – „ein Song aus unserer spätpubertären Phase“, bekennt der Sänger.

Es sind Minuten, an denen sich so ziemlich alles ablesen lässt, was das Phänomen Kraftklub ausmacht: Selbstironie, simple Show-Einlagen und überaus glaubwürdige Publikumsnähe. Dazwischen Indie-Rock im Stile der frühen 2000er, eingängige Refrains des Gitarristen Karl Schumann und die gerappten Strophen

Felix Kummers. Auf diese Kombination kam in Deutschland niemand vor ihnen – ein nicht zu vernachlässigender Grund für den Hype, dank dem die Band heute nicht in kleinen Clubs, sondern vor knapp 5000 Menschen in der Sick-Arena spielt. Was für Kraftklub-Verhältnisse dieser Tage schon ein Konzert der kleineren Sorte darstellt.

Im Grunde hatten sich die fünf Chemnitzer bereits vor sechs Jahren mit ihrem völlig überraschenden Nummer-eins-Debüt „Mit K“ im deutschsprachigen Mainstream festgesetzt. Sechs Jahre später, beim Finale ihrer Tour zur aktuellen Platte „Keine Nacht für Niemand“ in Freiburg, scheint wenig dafür zu sprechen, dass sie ihren Platz im Pop-Olymp so schnell wieder räumen müssen. Man gönnt es ihnen, obwohl oder gerade weil sie nicht die prototypischen Rockstars sind: Sie bleiben eben diese ganze normale Indie-Band, die bodenständigen Jungs aus dem Osten, die selbst nicht so genau wissen, warum sie eigentlich berühmt geworden sind. Dass sie nicht müde wer-

den, dies in Interviews und Songtexten zu thematisieren, macht sie sympathisch. Über die Problematik, dass ihre Lieder – auch mit mittlerweile drei Alben im Repertoire – für eine 100-minütige Live-Show einfach zu gleichförmig klingen, kann es jedoch nicht hinwegtäuschen.

Auf ihrer aktuellen Platte „Keine Nacht für Niemand“ haben Kraftklub versucht, der Vorhersehbarkeit mit einigen Zitaten aus der Pop-Geschichte entgegenzuwirken. Das funktioniert mal besser, etwa wenn der Die Ärzte-Klassiker „Sklave“, intoniert von Felix Kummer im Sadomaso-Kostüm, auf eine Kritik an freiwilliger Ausbeutung umgemünzt wird – und mal gar nicht: Der Element of Crime-Klassiker „Am Ende denk ich immer nur an dich“ wirkt in der mitgrößeren Kraftklub-Version seltsam entstellend.

Wie sehr einen der Indie-Rock-Einheitsbrei letztlich einullt, spürt man, sobald die Band ihn zwischendurch einmal hinter sich lässt, sei es auch nur aus Spaß. Etwa beim satirischen HipHop-Song „500K“, mit dem sich die Karl-Marx-Städ-



Gehört zu den Guten: Kraftklub-Sänger Felix Kummer

FOTO: LANGEMANN

ter einst für eine halbe Million Facebook-Fans abfeierten. Oder beim Cover des Icona Pop-Megahits „I love it“, für den der Schweizer Supportact Faber als Gast auf die Bühne zurückkehrt, um mit Unterstützung zweier innig knutscher Männer ein Statement gegen Homophobie zu setzen. „Liebe ist für alle da“, resümiert Kummer. Kurz darauf taucht er plötzlich auf der Tribüne für Rollstuhlfahrer und Kinder auf und verabschiedet sich

nach kurzem Besuch mit rührender Herzlichkeit. Er liebt das Publikum, und das Publikum liebt ihn. Eher mit Ekstase als mit Ablehnung sind die leeren Bierbecher zu erklären, die immer wieder auf die Bühne fliegen. Das bleibt zumindest zu hoffen – den Kraftklub-Jungs etwas Böses zu wünschen, fällt schwer. Denn eines ist nicht erst seit der inbrünstigen Anti-AfD-Ansage gegen Ende klar: Sie gehören zu den Guten. **Simon Langemann**